

1930

Die Führer haben das Wort!

Von Heinrich Zillich

Alles äußere Geschehen ist ein Ausdruck seelischer Haltung, geistigen Bewußtseins, moralischen Wesens, innerer Kraft oder Schwäche. Wenn die Hermannstädter evangelische Kirchengemeinde, um wirtschaftlichen Nutzen in ihren finanziellen Schwierigkeiten davonzutragen, zum Verkaufe ihrer zwölf wertvollen, aus vorreformatorischer Zeit stammenden Meßgewänder bereit ist, so deutet dies auf eine Abkehr von den Wegen, die wir bisher im öffentlichen Leben gingen. Als solche ist die Entschliebung auch von vielen Volksgenossen empfunden worden. Denn die erste Frage, die bei einer so greifbaren Abwendung von dem durch Jahrhunderte bewahrten Besitz wertvollsten Gutes erhoben werden muß, richtet sich auf die Begründung dieses Schrittes. Nur äußerste Not, das Bewußtsein, aus eigener völlig ausgenühter Opferkraft nichts mehr zur eigenen Rettung geben zu können, wird den Beschluß rechtfertigen. Diese Not ist nicht vorhanden! In dankenswerter Weise hat

129

Dr. Ernst Sekelius in der „Kronstädter Zeitung“ (14. März) die kirchliche Befehlsgebung zu diesem Punkte zusammengestellt und in klarer Darstellung die unzähligen bischöflichen Verordnungen wiedergegeben, die immer wieder in den letzten Jahren davor warnen, das ererbte Gut zu veräußern, weil es sich dabei nicht um einen Vermögensteil handele, der ohne inneren Schaden verkauft werden kann, sondern um einen geistigen Schatz des Volkes, dessen Bedeutung nicht bloß in seinem künstlerischen Werte, sondern vor allem in seiner Verknüpfung mit der eigenen Vergangenheit beruht, in der wir ihn durch weitaus schwerere Zeiten bewahrten, durch Zeiten, die an die Seite der unseren zu stellen nur einem Menschen einfallen könnte, der mit schon gebrochener Gemeinschaftsliebe die ihm auferlegte Opferpflicht nicht mehr zu verstehen vermag.

Um diesen inneren Bruch mit der Vergangenheit zu verhindern, erhoben sich sofort nach Bekanntgabe des Hermannstädter Beschlusses leidenschaftliche Stimmen und erklärten mit einer Ausnahme, daß ein Verkauf historischen Volksgutes unwürdig sei, wenn er einem wirtschaftlichen Vorteil diene.

Die eine Ausnahme war Hermann Plattner, der im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt“ die Gegner des Verkaufes scharf angriff, den Grundsatz vertrat, daß Hermannstädter Angelegenheiten anderswo nicht diskutiert werden dürfen und schließlich eine Verkaufstheorie aufstellte, die an Absurdität ihresgleichen sucht. Er meinte nämlich, ein Verkauf sei zulässig, wenn das Gut von der Mehrheit der Bevölkerung als Bestandteil des eignen Wesens nicht empfunden werde. Ich habe diese Theorie und andere haltlose Einwände und Argumente in der „Kronstädter Zeitung“ am 9. März ins Licht gerückt. Jene Theorie überläßt die Bestimmung über das historische Volksgut der zufälligen Abstimmungsmehrheit, der Masse also, denen, die in den meisten Fällen geistiges Gut zu verstehen niemals fähig sind, die, wenn sie der Schuh drückt, zu jeder Veräußerung zu haben sein werden, und entlastet die Führerschaft ihrer Verantwortung. Denn diese Frage ist wie selten eine in ganzer Schwere in die Verantwortung der wenigen gelegt, die bewußt und urteilend geistigen Wert am materiellen Nutzen abmessen können, weil sie diesen in seiner Begrenztheit zu übersehen vermögen und jenen zu erfassen begabt sind. Es ist mit einem anderen Worte: eine moralische Prüfung der Führer und in erster Linie der kirchlichen Führerschaft, ob eine gewiß vorhandene Not die Strenge eines wahrhaft nationalen, aber auch geistigen Stand-

punktes durchbrechen darf, bloß weil sich die Opfersfreudigkeit nicht weitere Grenzen zu setzen wagt.

Der Bischof unserer Landeskirche hat selbst in mehreren Rundschreiben vor Verkäufen gewarnt, sie verboten, wie sein großer Vater. Kirchenrechtlich sind Barrikaden errichtet, die nicht ohne weiteres überschritten werden können. Und doch ist ihre Zerrüttung leicht, wenn es an Barrikadenschültern fehlt.

Man hat in diesen Tagen, da vor allem die „Kronstädter Zeitung“ — nicht ohne Zutun von Freunden dieser Zeitschrift — gegen den Hermannstädter Beschluß angekämpft hat, manche demagogische Erklärungen gehört, so die, daß die Meßgewänder vergänglich seien — aber doch wohl haltbarer als Geld — daß sie kaum bekannt seien und nur heute einen so großen Wert hätten. Die künstlerische Einzigartigkeit dieses Schatzes ist von Dr. Julius Vielz in der „Kronstädter Zeitung“ und im „S.-D. Tageblatt“ ausführlich dargelegt worden. Aber selbst wenn der künstlerische Wert nicht so hoch wäre, wir würden — wenn das Bezirkskonsistorium und das Landeskonsistorium, von deren noch nicht beschlossener Zustimmung der Verkauf abhängt, ihre Pflicht nicht erfüllten und die Vizitierung eines Stückes sächsischer Geschichte beschließen — um eben dieses Stück der Geschichte betrogen, um ein Symbol eigener Vergangenheit. Und hätten das Beispiel gezeigt, wie man alles Erbgut an den Mann bringt. Man hört, daß die Kirchengemeinde in Reps beschlossen hat, ihre Teppiche zu veräußern. Wer will leugnen, daß solche Anwandlungen verhundertfacht werden, wenn die größte Gemeinde, die wir haben, die im Volke noch immer mit einem glänzenden Scheine gekrönte Hermannstadt das Unveräußerliche ins Budget stellt. Ein solcher Gedanke ist allerdings nicht ein Gedanke der Mehrheit. Diese Sorge vor der Wirkung eines bösen Beispiels ist einzig Pflicht der Führer. Was Reps vielleicht erlaubt ist, ist Hermannstadt nicht gestattet.

Der Verkauf der Meßgewänder, beschlossen von der großen Mehrheit der Hermannstädter Kirchengemeinde, leidenschaftlich verteidigt vom Leiter unserer größten Zeitung deutet auf die Krise zurück, in der wir uns nicht wirtschaftlich, sondern innerlich befinden. Die besorgte Heimlichkeit mit der man dabei vorzugehen versuchte, ist nur ein grelles Streiflicht auf Tatsachen, die wir zu bekämpfen niemals aufhören dürfen. Es gibt Leute, die nicht wissen, worum es da geht, Leute, die mit einem bewundernswerten Blick für das Rechenhafte die geistige und

volksverderbende Bedeutung eines solchen Verkaufes leugnen, - braucht es eines klareren Beweises für die Krise?

Sie wird vollkommen sein, wenn die Führer, die noch in diesem Monat die erste Entscheidung darüber zu fällen haben, versagen. Wie immer sie fällt, wir wollen die klare Entscheidung sehen, um zu wissen, gegen wen wir noch zu kämpfen haben.

Heft 4/1930, Seite 129-132

*↑
Achse*

Kritik für die Auslanddeutschen!

Von Heinrich Zille

Wir Auslanddeutschen beklagen uns mitunter darüber, daß man im Reich zu wenig Interesse für uns aufbringt. Fast jeder, der von uns nach Deutschland fuhr, hat dort eine Reihe von Erlebnissen gehabt, die zu diesem etwas von Selbstbemitleidung umwundenen Thema gehören und tatsächlich das Fehlen eines sich natürlich äußernden Volksempfindens bewiesen haben. Der Reichsdeutsche, der es nicht fassen kann, daß man als Angehöriger eines anderen Staates, ein Deutscher ebenso gut zu sein vermag wie er, ist eine Erscheinung, die es nur unter Deutschen zu geben scheint, wo das Stempelpapier eine größere Rolle spielt als sonstwo auf Erden. Der Ordnungssinn dieses Deutschen sträubt sich dagegen, daß es so etwas wie Auslandsdeutsche gibt. Ein letztes Nachwehen des cuius regio, eius religio scheint in diesen Hirnen ins Politische gedreht nachzuwirken. Es war wieder für uns fassungslos, wenn man uns in Deutschland als Deutsche nicht nehmen wollte, wo wir doch unserer Deutschheit im Alltag der Heimat viel unmittelbarer und auch viel kämpferischer bewußt sind als je einer, dem ein Polizeiausweis bestätigt, was uns allen die Natur gab. Dieser wirklich unnatürliche Deutsche ist nun im Aussterben, vielleicht leben noch einige Exemplare in Buchhaltereien. Von 1920, wo ein ganzes Volk, das zwar mit eigenen Augen gesehen, wie man seine Angehörigen zu Auslanddeutschen machte, vom Problem des Auslandsdeutstums doch keine Ahnung hatte, bis zur Gegenwart, wo diese große Frage breit und offen nicht bloß behandelt, sondern auch bei tausend Festen vom Volke selbst erfaßt und miterlebt wird, ist ein weiter Weg rasch zurückgelegt worden.

Es ist der Weg ins Volkstum zurück, in die natürliche Bindung, statt deren man den Staat einseitig als letzte Instanz empfunden hatte, und daher ein Weg der Gesundung, der Erkennung der Begebenheiten und zugleich ein Weg vorwärts in die Idee. Denn der Sinn des Auslandsdeutstums, wenn es nicht als eine atomisierte Masse ohne Zusammenhang mit dem Mutterland betrachtet wird, sondern als das, was es sich kämpfend an vielen Orten bewußt oder unbewußt zu sein bemüht, liegt in der Idee, in dem letzten Endes immer Unerfüllbaren, also in dem zu großen Erfüllungen Antreibenden.

Diese Idee hat etwas Großartiges, Neues und steht im Gegensatz zu der herrschenden politischen Dogmatik. Die heute gültige Weltan-

Schauung heiligt den demokratischen Nationalstaat, den Grundsatz, daß jedem Volke genau mit seinen natürlichen Grenzen befriedet ein Staat gebühre, in dem der Wille der Masse den Ausschlag geben solle. Wie undurchführbar dies ist, wissen wir alle. Daß es der Deckmantel der schäblichsten politischen Verlogenheit und ewig andauernden Gewaltbestrebungen ist, liegt zu Tage. Doch wesentlich an der Unfruchtbarkeit des Grundsatzes ist sein schematischer, geradezu banaler Inhalt, die völlige Umkehr von Wert, von der Wertung der Menschen und Völker nach Bedeutungen und Kräften. Er hat Europa durch seine verlogene Durchführung im Jahre 1919 schwer geschadet, er würde es wahrscheinlich ebenso schädigen, führte man ihn gerecht durch, weil dieses Prinzip scheinbarer Gerechtigkeit wider das Leben der Nationen und der Klassen, wider die Macht des Verkehrs und der Kultur gerichtet ist und vor allem wider die sich ausweitende Energie der erobernden Völker, die nie aussterben werden. Es begünstigt die Provinz, die staatliche Krähwinkerei, setzt die überall verstreuten nationalen Minderheiten oft der Gewalt von Völkern aus, die in geistigen und geographischen Kontinenten zu denken noch nicht begonnen haben. Die Minderheitenfrage aber ist nur von einem hohen, unschematischen Standpunkt aus zu lösen, niemals von der Provinz, wo der nationale Kleinkrieg den Zank um den Hasersack mit Hymne und Geschrei bedeutet.

In den toten Grundsatz des demokratischen Nationalstaates nach beiden Begriffen, die in ihm enthalten sind, kann aus dem, was sich als Idee des Auslanddeutstums wachsend ergibt, Leben einfließen und die schematische Souveränität der Einzelstaaten zu einer größeren Gemeinschaft aufgelockert werden, weil kein Volk so nötig als das unsere anstelle des staatlichen Prinzips das kontinentale an sich selbst erlebt, ohne dabei in einen blassen Pazifismus verfallen und auf die Früchte eines energischen nationalen Lebens und Handelns verzichten zu müssen. Der moderne europäische Verkehr bringt alle Menschen näher aneinander, wie sollte er nicht die einer Sprache noch enger verbinden über alle Grenzen hinweg, besonders da wir in diesen Kontinent wie seine eigenen Klammern eingebaut sind und die Verbindung zwischen uns, gleichgültig wo wir hier leben, durch Mächte der Tiefe geheiligt und durchseelt wurde in den letzten Jahren europäischen Irrgangs und französischer Engherzigkeit wie niemals vorher. Das Schicksal, das in jedem Erdenwinkel die Deutschen ins Fegefeuer der letzten 16 Jahre schmerzlicher tauchte als die übrigen Völker, dann

die Tragik der Niederlagen, der Schrei nach Brot, die Enttäuschung über das Fehlschlagen so vieler, das Maß der Ziele anderer Nationen weit überschneidender deutscher Bestrebungen, der Stolz über eine weit größere als homerische Kriegslugend und -kraft besamen die geheimnisvolle, millionenfach auspielende Wurzel des Volkstums neu, diese zarte und zähe Tiefenverbindung, jenes nur Fühlbare, Bindende, Spendende, was Völker überhaupt erst schafft. Was aber dieses Volk, das unsere, nach solcher schmerzhaften Befruchtung in einem Zeugungsakte, maßlos und gewaltsam, nun gebiert, geht nicht auf den Reissen der modernen Nationalstaaten, es drängt zur geistigen Beeinflussung Europas. Es verhält sich zum Nationalstaat wie der Baum zur Topfpflanze. Ob der Weg aus dem Topfpflanzenelend Europas wie die meisten Zeugungen der Geschichte durch Krisen läuft oder friedlich zur „paneuropäischen“ Konsolidierung führt, ist nicht vorauszu sehen. Zu sehen ist bloß, was die Paneuropa-Frage anbelangt, daß die Franzosen wohl wissen, welche Gefahr die Deutschen bloß durch ihre Existenz für die französische übernatürlich große Gegenwartsbedeutung durch ihre unbegrenztere Entwicklungsfähigkeit darstellen. Deshalb wollen sie dieses Pan-Europa schaffen nach ihrem Kopf unter Aufrechterhaltung der Gewaltverträge, aber ein Pan-Europa ist erst möglich, wenn das Schema fällt und die beherrschende Kraft des Kontinents nicht bloß im äußersten Westen liegt, sondern sich wieder auch in die Mitte und in das Volk hinüberschwingt, das in diesem Erdteil überall wurzelt.

Wie immer der Weg zu dieser Neugestaltung nach der natürlichen Kraft sein mag, er setzt voraus, daß sich die moderne Demokratie wandelt und an ihre Stelle der Wert des Einzelmenschen und des Einzelvolkes wieder in den Vordergrund trete. Das setzt voraus, daß die Plutokratie, die heute dank der Demokratie schrankenlos bestimmt, beschnitten wird und die zahllosen sozial Verknechteten freier atmen können. Wir stehen in dieser Entwicklung, zu der nicht allein deutsches Schicksal im Gegensatz zu französisch-politischem Rentnertum treibt, sondern auch der Trieb anderer aufstrebender Nationen wie der Italiener drängt, vor größeren, fruchtbareren Umwälzungen, als wir sie erlebt haben.

Die Frage an uns Auslanddeutsche ist die, wie wir uns darin bewähren zu unserm und zum Nutzen der Völker, mit denen wir beisammen siedeln und einmal friedlicher schaffen wollen. Die Reichsdeutschen erleben heute mit einer Art nativer Erkenntnis unser Vorgehandensein; sie strecken tausend Fühler nach uns aus und sind gar

zu leicht geneigt, in diesem ersten Entdeckerglück mehr in uns zu sehen, als wir sind. Mag es wahr sein, daß wir im Alltag schwerer um unser Volkstum kämpfen müssen als sie; ist unser geistiger Zustand nicht ebenso häufig kleinlich, ängstlich, gerade durch die Tagesnot ohne Spannung, salopp, ist unser Handeln nicht fast immer bloß verwaltend und kaufmännisch egoistisch?

Während sich im Reiche eine neue geistige Welt unter unsäglicher Not zu enthüllen trachtet, sich im politischen Leben, heillos verfahren, die alten Formen der Parteien zersetzen und in den radikalen Gruppen, die allein wissen, was sie wollen, auch neue Organisationen politischen Handelns langsam bilden, im kulturellen Gehäuse aber der Kampf eines schon philosophisch unhaltbar gewordenen Materialismus mit einer erst zag, aber überall aufdrängenden Religiosität, einem klaren Nationalismus schmerzhaft wogt, während also dieses Kreißen einer gewaltigen Neubelebung mächtiger wird, als deren Anzeichen auch die Entdeckung unserer Existenz gelten muß, sind wir, die Entdeckten, allzu oft ängstlich bemüht, den neuen Wind, der Samen trägt, von unseren Äckern fern zu halten, ob nun die alten Pflanzen schon verkrautet sind oder nicht.

Vollends wir Siebenbürger Sachsen, denen eine gnädige Vorsehung 1918 das verheerende Schicksal anderer Auslanddeutscher vorenthalten hat, die wir wohl schwer verletzt inmitten eines Kampfes stehen, den wir nicht immer mit letzter Kunst und Tapferkeit führen, sitzen doch noch am alten Herde und treiben in dieser Zeit der Zielsetzung im wesentlichen und trotz aller Worte, die bei Festen hinrauschen, ein Leben der Außerlichkeit, der Engherzigkeit, der Spekulation. Wir sind ein Volk mit einer handvoll Männern, deren Wort und Willen beachtenswert ist, sind so wenige, daß jeder Vorausschauende den anderen kennen kann, daß alle in einem Saale beraten könnten und sind doch bis in die kleinste Gemeinde in Cliquen und Runden gespalten, die sich verraten, verleumden, begeistern. Da dies meist nicht in einem offenen Kampfe geschieht, der notwendig ist, sondern heimlich und hinterrücks, durch Argumente im Dunkeln und geflüsterte Lügen, von denen nur manchmal großartige Redensarten ins Tageslicht löhnen, zieht sich überall ein Brodem von Enge und Unmännlichkeit hin, der uns das Altmen schwer macht und den freien Blick trübt. Wer hat nicht schon erlebt, daß er sinnlos und ohne Grund von einem ungreifbaren Feind, der sich nie stellt, maßlos verleumdet wurde, wer nicht, daß er in dieser Atmosphäre der üblen Bürgerlichkeit das Ge-

fühlt erlitten, sich selbst schmutzig zu machen, weil ihm kein anderer Weg frei blieb als auch die gleichen Dickichtspfade zu gehen, die nie ins Freie führen? Aber noch unerträglicher ist der Schmerz darüber, daß dies alles gerade unsere winzigen Verhältnisse, wo — es muß wiederholt werden — ein Saal alle Denkenden aufnehmen kann, bestimmt, hier, wo das Gegenteil, der freie und reine Rat leichter als sonstwo zusammentreten könnte, wenn wir nur einmal die schmutzigen Scheuklappen unserer Eitelkeit, unserer Plagangst, unserer Stellensucht verflören.

Ist diese Atmosphäre, die niemand leugnen kann, der ehrlich zu urteilen den Mut hat, die Verfassung, die jene genugsam bekannten Lobreden der Reichsdeutschen für uns gerechtfertigt? Ich glaube, die Möglichkeiten, die das Bewußtwerden des volksdeutschen Zusammenhanges über die ganze Welt hin für unser Volk eröffnet und Jahr für Jahr vermehrt, sind erst dann wirklich reale Werte, wenn man im Reich beginnt, uns selbst nicht nach dem zu beurteilen, was unsere Väter — die „große Häuser gebaut haben“ — vererbten, sondern nach dem, was wir sind (wie es die Rumänen längst tun). Wir können uns nicht aus dem großen Zusammenhang des ganzen Volkes hinausheulen, wir sind vielmehr durch unsere besondere geographische Lage und durch die uns überlieferten „Häuser“ Vorposten jenes raumüberschreitenden deutschen Geistes, der das neue Gesicht Europas wesentlich mitbestimmen wird, und sollen beurteilt werden nach unserem Verhalten und unserer Haltung, gemessen an dieser uns übertragenen Aufgabe. Gewiß, wir müssen vorerst bestehen und dies ist uns an manchen Enden bitter schwer gemacht, aber ich fürchte mich nicht so sehr davor, daß wir leiblich untergehen, als davor, daß wir uns im Geistigen und im Moralischen selbst proletarisieren, womit denn freilich unser Wert für immer verloren wäre. In uns steckt tief und böse der Stolz auf Leistungen, die wir oft nicht einmal selbst getan haben, wir beloben uns noch unsinniger als es in Deutschland mit uns getrieben wird. Wahrer Stolz wäre dazu nicht fähig, wenn er nicht zugleich wüßte, daß seine Probe immer wieder erst kommt, nachdem die letzte Probe bestanden wurde.

In unserer heutigen Situation, wo uns wirtschaftliche Nöte und weiterleuchtend auch soziale Spannungen bedrücken, ist ein froher Ausblick nicht erlaubt, solange wir nicht ethisch reiner werden und an allen Stellen, wo wir uns ins Auge blicken müßten, das Rügen und die Eigensucht austreiben.

Kep 8/1530, S. 304-308

Wenn in Deutschland Menschen sind, die uns immer wieder die Hand entgegenstrecken, so möchten wir ihnen - und das soll der Sinn dieser Zeilen sein - entgegenrufen: vertieft den Zusammenhang mit uns, aber lernt uns dabei kennen, wie wir sind, und sprecht es aus, wie Ihr uns erkannt habt, baut auf unsere Wirklichkeit. Seid so streng zu uns, wie wir es Euch gegenüber oft in ahnungsloser Überheblichkeit sind, oft auch mit wahrem Recht. Denn es geht außer um Euer und unser Wohl und Wehe auch um eine Idee für ganz Europa. Seid gewiß, wir sind noch nicht reif dazu! Deshalb prüft jeden Einzelnen von uns und verwerft, wer es verdient!

Glossen, Lob - im Stich - 1930 Rundschau

Mehr Achtung vor geistiger Arbeit. Die folgenden Zeilen sind nur scheinbar pro domo geschrieben. Ein solcher Schein ist leicht zu ertragen, wenn man sich selbst als Wortführer einer allgemeinen Sache weiß, deren Umstände zufällig am eigenen Beispiel sichtbar wurden. Ich beleuchte den Einzelfall, weil er leider einen vorliegenden, von mir unabhängigen Zustand deutlich macht.

Ich habe im November in mehreren sächsischen Städten aus eigenen unveröffentlichten Arbeiten vorgelesen. In den größeren werden solche Abende unter den gleichen Bedingungen veranstaltet wie sonst überall auf der Welt: Man kauft eine Eintrittskarte und besucht damit die Vorlesung. In den kleineren Städten aber hat sich zur Verringerung der Kosten und wohl auch, weil man nur auf diese Weise einen guten Besuch erzielen kann, ein anderes Verfahren eingebürgert: Man setzt eine Dame an die Kasse, die von jedem Besucher eine freiwillige Spende empfängt. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden, aber die „freiwillige Spende“, die dabei gezahlt wird, ist vielfach, wie ich mich überzeugen konnte, von geradezu erbärmlicher Mäßigkeit. Wenn ein Gymnasiast 10 Lei „spendet“, so mag das in der Ordnung sein. Auch von anderen mit Gütern wenig gesegneten Besuchern kann man billigerweise nicht viel mehr verlangen. Nun kommt es aber häufig vor, daß Leute, die sich schämen würden, in den Sammelteiler eines Zigeuners 6 Lei zu werfen, hier mit beruhigtem Gefühl 5 Lei für einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Vortrag zahlen und darüber noch das Empfinden haben dürfen, ihre geistigen Bedürfnisse öffentlich kundgetan zu haben.

Es gibt gewiß überall Schmutzfinke und Geizhalse — ich kenne einen recht wohlhabenden, der bei solchen Gelegenheiten erhobenen Hauptes überhaupt nichts zu zahlen pflegt und nachweislich ein Idealist ist — aber die Fälle dieser Sparsamkeit sind allzuhäufig, um sie mit Geiz zu erklären.

Es fehlt das Bewußtsein dafür, daß auch geistige Arbeit einen irdischen Platz verlangen darf und daß schließlich bei solchen Anlässen nicht der Zuhörer der schenkende Teil ist. Was einem Zigeunerprimas zusteht, darf, glaube ich, auch ein Künstler oder Wissenschaftler verlangen — und selbst wenn er es pro domo tut.

feh
weiter
Titel
helfen

Kep 1/1930
Seite 33

Siebenbürgisch =

Sächsisch sprechen? Schon einmal (Ältinger Jg. 1928, S. 191) wies ich auf die Unschönheit und Wortarmut der in Siebenbürgen gesprochenen hochdeutschen Sprache hin. Nach jahrelanger Beobachtung der Sprechenden kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß am schlechtesten die Sachsen sprechen, die für gewöhnlich, im Hause und in der Familie die Mundart gebrauchen. Man hat in Universitätsseminaren Deutschlands schon Siebenbürgisch-sächsische Studenten, die sich hilflos bemühten, ihre Gedanken auszudrücken, ersucht, im Interesse der Diskussion das Wort einem Herrn abzutreten, dessen Muttersprache die deutsche ist. Sie wurden für Nichtdeutsche gehalten, weil sie so schwerfällig und unbeholfen sprachen, daß man in ihnen gebildete Deutsche nicht vermuten konnte.

Es gibt wenige unter uns, die besser deutsch sprechen. Man bewegt sich ewig in dem kleinen sprachlichen Rahmen, der für ein enges Kleinstadtleben genügt. Welche Rückwirkungen dies auf das Niveau, die Höhe unseres ganzen Lebens hat, mag sich der ausrechnen, der weiß, das eine Erkenntnis erst dann gesichert ist, wenn wir sie sprachlich festlegen können. Es handelt sich hier durchaus nicht darum, Redner oder Schwächer zu erziehen — solcher haben wir merkwürdig viele — sondern Menschen mit Horizont und Weite des Blickes. Gewiß kann ein Stummer ein Weiser sein, aber die Unweisen um ihn werden kaum etwas davon haben.

Die Deutschen geben im allgemeinen wenig auf gepflegte und gute Sprache. Es gibt unter ihnen nur eine Sprachkultur der Dichter; die Gesellschaft spricht wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Nun, unser Schnabel braucht nicht unser Stolz zu sein. Daß wir Sachsen so schlecht sprechen, ist zum Teil dadurch zu erklären, daß wir zwei deutsche Sprachen haben, die hochdeutsche und die sächsische Mundart.

Der Hauptmangel in unserem Deutsch liegt nicht in dem vom Ortsdialekt gefärbten Tonfall und Klang, sondern in dem geringen Wortschatz, über den man gemeiniglich bei uns verfügt. Diese erste Voraussetzung zum Gebrauch einer Sprache fehlt. Die Mundart wird in den Städten immer seltener gesprochen. Dagegen kämpft der seltsame Patriotismus, der es uns zur Pflicht machen will sächsisch zu reden, vergebens an. Ich weiß auch nicht, welche Werte er sich von seinem Ziele erhofft. Mag aus der Volkssprache in die hochdeutsche Kraft und neues Wort einströmen, aus dem sprachlichen Mutterboden manche Bereicherung fließen, das schlechte Deutsch bei uns wird von der Mundart mitverursacht.

Ich hielte es aber nun für einen gefährlichen Unsinn, die Bauern etwa dazu zu bewegen, nicht mehr die Mundart zu gebrauchen und fortan bloß deutsch zu reden. Allmählich setzt sich das Deutsch ohnehin durch. Wollte man es gewissermaßen zwangsläufig einführen, so raubte man dem Landvolk sein lebendiges und erlebtes Äußerungsmittel. Man entwurzelte es seelisch. Auch keinem Städter, der in der Mundart lebt und denkt, will ich das Deutsch aufdrängen. Aber die Versuche, das Mundartliche dort wieder einzubürgern, wo es starb, wie z. B. in Kronstadt, sind ebenso verfehlt, ebenso wirkungslos, mögen sie sich auch mit allerlei nationalen Gründen stärken wollen. Eine nationale Gefahr im Auflassen des sächsischen Dialektes kann ich keineswegs sehen. Der Kronstädter, der am wenigsten sächsisch spricht, ist national mindestens ebenso widerstandsfähig wie die anderen Sachsen.

Heinrich Zillich
Seite 73.

Was wir brauchen, ist gutes Deutsch. Allerdings dürfte die Befürchtung nicht unnütz sein, daß in der Zukunft unsere jungen Leute schlechter sprechen werden, weil die Gymnasien durch den Verlust ihrer Autonomie den humanistischen Hochstand von ehedem kaum mehr haben.

Heinrich Zillich
2/1930 Seite 73-74

ikgs

Heinrich Zillich

Recht

Kommunalwahlen und Führerkrise. Der Ausfall der Kommunalwahlen hat für den, der bisher der Ansicht war, daß wenigstens die nationale Disziplin des deutschen Volkes in Rumänien sicher ist, wenn auch im Innern Unruhe, Unzufriedenheit und eine sich ausweitende Führerkrise nicht mehr vertuscht werden kann, eine bittere Enttäuschung gebracht. Bei den Schwaben im Temesvarer Komitat folgte ein Drittel der Wähler der völkischen Organisation nicht. Die Siebenbürger Sachsen waren der offiziellen Parole bei den Komitatswahlen gehorsam, bei den Gemeindewahlen aber gab es peinliche Überraschungen. Man kann im Zweifel sein, ob es vernünftig war, für die Gemeindewahlen die Kreisausschüsse zu bemühen, ob es nicht besser gewesen wäre, jede Gemeinde sich selbst zu überlassen. Gegen diesen Gedanken spricht allerdings, daß die deutschen Gemeindewähler bei unseren Wahlabschlüssen mit den Rumänen in Rechnung gestellt waren und deshalb auch im Sinne der Kreisausschüpparole bearbeitet werden mußten. Nun — viele Bauern scherten sich nicht darum, sie gingen eigene Wege, die oft zum Erfolge führten. Daß Dorfgegensätze den Bauer mehr und natürlicher bestimmen als die nationale Parole, die aus der Stadt kommt, ist gewiß — und daß dies schließlich bei Gemeindewahlen gar nicht so besonders arg ist, soll auch angemerkt werden, trotzdem ist durch die Wahlen deutlich geworden, daß die politische Führung nicht mehr die gleiche Macht über die Bauern hat wie noch vor kurzem. Worüber als geistiges Problem in dieser Zeitschrift schon häufig geschrieben wurde, jetzt bricht es durch. Wir haben zu viel laviert, gepackelt, viel zu viel Diplomatie getrieben und darüber einen Teil des Volkes verloren. Wo wir in diesem Lande Eroberer sein könnten, beschränken wir uns auf die Bewahrung des Vorhandenen, und konnten es natürlich nicht bewahren, weil man nur etwas bewahren kann, wenn man erobern will, — diese Politik mangelnder Klarheit erlebt seit Jahren schon ihre Krise in der Unzufriedenheitsbewegung, in der Uninteressiertheit des Volkes, in der Verbitterung der Intellektuellen.

Trotzdem die Krise mit den Wahlen in ein neues Stadium trat, ist sie noch zu wenig fortgeschritten, um alle Kreise von ihrem Vorhandensein zu überzeugen. Heute erklärt man ihre sichtbaren Zeichen noch gerne damit, daß man feststellt, die Bauern seien verhezt worden und einige wirklich üble Kunden nennt, die bei uns ihr Schmutzgewesen treiben. Man verwechselt hier Ursache mit Begleiterscheinungen, man schließt vor allem die Augen davor, daß nicht alle „Volksverhezer“ verdächtige Gesellen sind, und man vergißt, daß es keine solche Unruhe gäbe, wenn nicht wirkliche und ernste Gegensätze vorhanden wären.

Heinrich Jüttich

Eine Zusammenkunft sächsischer Männer in Kronstadt. In Kronstadt fand Ende Februar eine Zusammenkunft sächsischer, meist junger Männer statt, die sich über die wichtigsten Probleme unseres öffentlichen Lebens aussprachen. Die Einladung war von Dr. Fritz Teil und mir ausgegangen. Referate über die geistige, die politische und wirtschaftliche Lage unseres Volkes gaben die Grundlage zu einer lebhaften und fruchtbaren Diskussion, deren Zweck vor allem in der Orientierung und der geistigen Führungsnahme der Eingeladenen lag. An eine, wie von einigen Seiten befürchtet worden war, politische Auswertung der Zusammenkunft war von vornherein nicht gedacht worden, weil die verworrene Lage unseres Volkes erst zu einer Klärung der Ansichten führen muß, ehe aus einem, im wesentlichen von den offiziellen Ge-

Heft 3/1930
Seite 115

bankengängen abweichenden Kreise eine praktische Tätigkeit mit dem geistigen Hochstand, auf dem sich die Tagung bewegte, erfolgreich entstehen kann. Von einer Wiedergabe der einzelnen besprochenen Fragen sehe ich ab, indem ich gleichzeitig darauf hinweise, daß sie alle im Laufe der nächsten Monate im „Klingor“ und in anderen Blättern an die Öffentlichkeit dringen und damit der Idee dienen werden, die sich als notwendige Verpflichtung aus diesem Zusammentreffen ergab: mit aller Entschiedenheit die krisenhaften Verhältnisse bis in die Einzelheiten vor unserer Volks zur Besprechung zu bringen und damit die geistigen Kreise, die heute aus verschiedenen Gründen beiseite stehen, wieder handelnd und orientierend in das Volksleben eingreifen zu lassen. Kaum einer der Anwesenden an dieser unergänzlichen Zusammenkunft wird die fortwirkende Bedeutung der Auseinandersetzungen und zugleich die innere Pflicht nicht empfunden haben, auch weiterhin in jener Gelinnung für das Notwendige einzutreten, die die Kronstädter Zusammenkunft wie ein Wunder inmitten unseres Alltags erfüllte.

Kep 3/1930, Seite 115-116 Heinrich Züllich

Eugen Bugels Weltverband. Einige inländischen deutschen Blätter druckten einen Aufruf ab, der zur Gründung eines „Weltverbandes der auslanddeutschen Dichter, Schriftsteller und Künstler“ auffordert, die außerhalb der deutschen Grenzen „größtenteils unbeachtet... arbeiten... oder die Feder... in die Erde geworfen haben“. Eine Zeitschrift „Die deutsche Eiche“ soll gegründet werden, die nur Beiträge der Mitglieder aufnimmt. Die Mitglieder erhalten eine Legitimation und „das Abzeichen des Weltverbandes: ... eine goldene Feder zwischen Eichenlaub“. „Die Auswirkung des Weltverbandes auf das deutsche Geistesleben ist einstweilen gar nicht zu übersehen. Es ist Ehrenpflicht aller Auslanddeutschen und aller Auslandsdeutschen Vereinigungen dem Weltverbande beizutreten.“

Also scheint es sich gleich um eine Verbindung aller Auslanddeutschen zu handeln. Eine dunkle Sache. Der Aufruf ist in einem ledernen Deutsch verfaßt, das ganz nach dem Herrn Eugen Bugel in Temesvár riecht, der hinter dieser geplanten Dilettantenvereinigung steht, die alle Auslandsdeutschen zu Dichtern machen will. Bugel wurde schon einmal im „Klingor“ (Jahrgang 1928, Seite 236) charakterisiert. Inzwischen hat er, dem die Lust zur Herausgabe von Anthologien im Blute sitzt, eine neue Auswahl auslanddeutscher Gedichte herausgegeben, eine Sammlung, die wir noch besprechen.

Es ist verblüffend, wie kühn sich Temesvár, wo man das beste Deutsch spricht, zur Metropole der auslanddeutschen Kunst aufschwingt ohne auch nur einen der bekannten auslanddeutschen Dichter als Vertrauensmann nennen zu können. Auch diesmal werden Herrn Bugel, der auf die schweren Vorwürfe im oben erwähnten Aufsatz des Klingor niemals eine Antwort zu geben versuchte und auch auf den Angriff einer von ihm geprellten Dame im Sieb.-D. Tageblatt nichts entgegnete, die Dilettanten zuschlagen und ihre Mitgliedsbeiträge zahlen.

Heinrich Züllich

Kep 3/1930, Seite 116

Gegen andere Empfindliche!

Nichts kann mehr zu einer Seelenruhe beitragen,
als wenn man gar keine Meinung hat.

Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen
und es klingelt hohl, ist das allemal im Buch?

G. Th. Nichtenberg

Seit mehr als 6 Jahren, wo sich in dieser Zeitschrift, von der Masse längst nicht gewürdigt und erkannt — dies Wort scheinbaren Selbstlobs sei einer Sekunde des Rückblicks verziehen — Quellen und Kräfte unseres Volkes einen Ausweg suchen, Gewässer, aus denen Spätere trinken sollen, da es die Heutigen verschmähen, seit 6 Jahren erlebe ich es immer wieder, daß der Vorwurf laut wird, es sei in diesen Zeilen und besonders in der Rundschau zu scharf und rückwärtslos gesprochen worden. Und frage ich des Näheren, was denn störe, da man doch Ziel und Sache nicht ohne weiteres ablehnt, was denn ärgere, da man den reinen Willen zu leugnen kaum jemals auch nur versucht hat, so höre ich immer wieder, der Ton, die Formung, der Aufbau, mit einem Wort die Art der Darstellung, der Stil verleihe, sie treffen und verwunden.

Ja, was denn weiter?

Jedem Leisetreter sein Recht in den Grenzen des Unhörbaren! Aber worum handelt es sich hier, wenn man schreit, wir seien den Begnern zu nahe getreten? Doch darum, daß in dieser Zeitschrift gesagt wurde, was gemeint war, ohne Umschweife, daß hier Wort- und Aufbau, Formung, und Ton aus der Leidenschaft

und Überzeugung genährt wurden und — was unser versinkendes Volk schon im Körperlichen so jammervoll schlecht versteht: daß hier eben gezeugt wurde!

Hier steht in den meisten Fällen leidenschaftliche Rede, die gezeugte Sprache, die Eindeutigkeit der Überzeugung.

Wenn man dies nicht ersieht, so fasse man an die eigene Brust und Stirne. Nicht immer ist der Samen schuld, wenn ihn der Acker nicht aufnehmen kann.

Wir sprechen deutsch. Wir bemühen uns, die Sprache zu sprechen, die auch etwas sagt, nicht das Welsch der Zeitungen und der Politiker mit Zielen für die Dauer des nächsten Mondviertels. Wir sprechen scharf und knapp und ärgern durch Aufsätze, die in der Überzahl dieses Geistes sind, der herausfordert und zur Stellung zwingt und nicht so mild eingetht wie viele andere Traktätschen der Sachsen, geliefert von Schriftstellereien, die das Volk liebt, weil sie immer den gleichen Weimaufguss herstellen.

Sprache ist nichts als das Ausflußrohr der Gesinnung und des Geistes.

Kep 3/1930, Seite 117-118 Heinrich Züllich

Rudolf Brandsch wurde vor kurzem 50 Jahre alt. Wenn nach einer neuen Mode schon jede Größe 10. Ranges bei solcher Gelegenheit durch Aufsätze geehrt wird, die man in den meisten Fällen als Nachrufe bezeichnen kann, wäre hier einmal angeichts eines vom frühesten Mannesalter an geführten politischen Dienstes ein berechtigter Anlaß, Wirken und Schaffen eines Führers zu beurteilen. Da es mir aber widerstrebt, meine starken Bedenken gegen Brandschs politische Haltung in den letzten Jahren zu verschweigen, andererseits der Wert seiner Politik erst nach Schaffung des rumänischen Minderheitengesetzes — das wieder einmal, aber nun endgültig für den Herbst angekündigt ist — gerecht betrachtet werden kann, enthalte ich mich des Wortes. Es wäre vor der Bedeutung dieses Mannes voll Kraft und Mängeln unwürdig, wollte man einen bloß äußerlichen Anlaß zu einem Gernon

henüben.

Die Vereinstage in Kronstadt im September. Ein Fest von solchen Ausmaßen, das nicht nur durch die Kraft der Überlieferung, sondern — wie hier — auch durch eine außerordentliche Organisationskraft unterstützt, einem Aufmarsch unseres ganzen Volkes gleich und eine mächtige Äußerung seines Daseins war, enthält, gerade weil es alle Schichten zu umgreifen die Tendenz hat, Höhepunkte und Tiefpunkte. Tiefpunkte, wo Ansprache und Anruf bloß im üblichen Vereinstone hergillt, Tiefpunkte, wo der Ernst unserer Lage bei den einzelnen Wortführern keinen befreienden und wegweisenden Gedanken hervorrufen konnte, und Höhepunkte, wo die Krise der Gegenwart ebenso wahrhaftig erkannt wurde, wie sich gleichzeitig der Wille und die freie Selbsterkenntnis zum Handeln und Entscheiden verklärten. Von den vielen Einzelheiten wollen wir absehen. Uns erscheint wesentlich, daß das mahnende Wort mehrmals zu hören war. Das Wort, das nicht an der Oberfläche haften blieb, das in den Kern zielt. Ansprachen von Bischofsvikar Blondys und Stadtpfarrer Müller — Ort und äußerer Anlaß dazu innerhalb der Vereinstage sind gleichgültig — Neben der Pfarrer Rödel und Herrmann, und schließlich die Werbeveranstaltung der „Selbsthilfe“ waren die wesentlichsten Ereignisse, weil hier ersah, worauf es unserer Zeit ankommen muß, wenn sie in die Zukunft münden will: auf die religiöse Neuverwurzelung unseres Lebens — Gnade wie alles auf Erde — und auf den Dienst für das Volk, der wirklich getan wird und nicht bei der bloßen Forderung verharrt.

Wenn aber aus der Fülle der Ereignisse auch manches Fragezeichen aufstieg, so setzen wir es zuerst hinter den Gedanken, ob diese Form der Veranstaltung, die zu deutlich in lauter kleine Einzeltagungen zerfällt, nicht dem Sinne des Festes widerstrebt und bei allem Massenaufgebot, daß in Kronstadt zu sehen war, eine tiefere und weithinreichende Wirkung vielleicht vereitelt. Pomarius hat schon in der letzten Nummer auf diesen Einwand hingewiesen und einen ernst zu nehmenden Vorschlag gemacht, den im vorliegenden Feste Capellus bekämpft. Wie immer man sich entscheidet, die Frage besteht und ist schon darin als Realität sichtbar, daß ein großer Teil der sozial höchststehenden Kreise Kronstadt nicht sonderlich für das Fest interessiert war und bei den meisten Veranstaltungen selbst als Zuschauer fehlte.* Die zweite Frage, die übrigens auch schon zur Äußerung kam, richtet sich dahin, ob es heute nicht zur Pflicht wird: die manchen vielleicht liebe Einschränkung der Vereinstage auf die Sachsen zu durchbrechen und die anderen deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens auch dazu zu rufen, zu rufen aber als vollgültige Mitfeiernde, nicht bloß als Vertreter. Wir stehen vor der geschichtlichen Aufgabe, aus den verschiedenartigen Siedlungen eine Lebensgemeinschaft zu schaffen. Ist es da nicht die erste Pflicht, unsere Tore welter zu öffnen? — Auch diese Frage sei bloß angemerkt. Zur Antwort finden wir noch Zeit, hoffentlich auch Rat.

* Der Grund dafür wurde in meinem inzwischen veröffentlichten und in der Hauptkennung des Landes-kundevereins am 6. September gehaltenen Vortrag „Vom Wesen Kronstadts“ genannt. Der Verfasser

Vom Standpunkt dieser Zeitschrift aber sei noch die Feststellung gemacht, daß vielleicht zum erstenmal in solcher Klarheit bei einem großen Feste die Gedanken vorherrschend zum Ausdruck kamen, denen wir unsere Spalten als Organ einer neuen Jugend unseres Volkes immer wieder öffnen.

Ein Gefühl des Stolzes soll zuletzt nicht verschwiegen werden. Der Festzug mit seinen wohlgeordneten Reihen von Bauern und Städtern war eine schöne, starke und lebendige Kundgebung, die für einen Augenblick vergessen ließ, daß selbst ein gut organisierter Aufzug manches verdeckt, was innerhalb unseres Volkes und mehr noch vor der innerlichen Einstellung zu unseren nächsten Aufgaben noch dunkel und bedächtigend ist.

Heinrich Gills

Sept. 8. 1930.
S. 14 217

Don

1930, Sept. 4 19-418
Sept. 10/14

Eine Staatssubvention für den „Alingfor“. Ich habe mich niemals um eine Unterstützung von Behörden für den „Alingfor“ bemüht. Als mit der Auflösung des Alingfor-Verlages die Zukunft der Zeitschrift für einen Augenblick in Frage gestellt war, fand ich sofort Freunde, die sich zu der Gesellschaft zusammenschlossen, die heute den „Alingfor“ verlegt. Die Zeitschrift wirft sogar einen jährlichen Reingewinn ab, der im letzten Jahre etwas über 2000 Lei betrug. Um ihr Schicksal ist mir nicht bange, wenn auch die Wirtschaftskrise den Stock der Inserenten vermindert hat — während sich die Abonnenten immer weiter vermehren — gleichwohl wäre eine Unterstützung von Staats wegen ein Zuschuß gewesen, der eine Sicherung bedeutet und manche Aufgabe, die man sich steckte und aus Mangel an Geld auflassen mußte, erfüllt hätte. Unerbeten, unverhofft und ohne Bedingung erhielt der Alingfor nun eine solche Unterstützung von der Direktion für Volkserziehung in der Höhe von 20 000 Lei. Anerkennung ist uns von rumänischer Seite oft und reichlich fast als von Volksgenossen gezollt worden, obwohl wir niemals einen Finger breit von den politischen Rechten unseres Volkes aufopferten und eher mehr als unsere politische Führung fordern. Die erste Hilfe bot uns die Direktion der Volkserziehung und unser Dank sei ihrem verdienstvollen Leiter Emanoil Bucuța auch hier herzlich ausgesprochen. Wir wissen, was diesem Manne vorsteht: die kulturelle Erziehung des Staatsvolkes welcher Art es sei. Unsere Bestrebungen vereinigen sich darin mit den seinen.

Georg Jilich

Apr 10/1930

Der Ausverkauf hat begonnen. Im Bukarester Tageblatt erschien am 21. November folgendes Inserat: "Verkauf alter, wertvoller orientalischer Kirchenteppiche" in Siebenbürgen. Einige davon sind im Jahre 1912 in Budapest und Paris ausgestellt worden. Zu erfragen beim ev. Pfarramt in Reps=Rupea Jud. Târnăveni, Rumänien."

Alte - wertvolle - Kirchenteppiche - beim evangelischen Pfarramt in Reps zu haben! Von den Vätern ererbt, früher stolz in Paris und Budapest zur Schau gestellt. Niemand hätte sie dort den Eigentümern abkaufen können. Sie waren damals noch nicht feil. Jetzt bietet sich das gleiche Erbgut durch ein Zeitungsinserat in Bukarest an. In den sächsischen Blättern erschien die Anzeige meines Wissens nicht. Es scheint, als fürchteten die Teppiche, wieder in sächsische Hand zu fallen.

Rep 12/1930, Seite 498

~~Heinrich Zillich~~

Kritiker und Kritisierte. Ob der Kritiker des Berliner Tageblattes Alfred Kerr gerade der Mann ist, von dem man sich ein Stäubchen Weisheit holen kann, bleibe ununtersucht, aber da hat er neulich den Vorgang so glänzend geschildert, der sich ergibt, wenn ein Künstler von einem Kritiker nicht gelobt wird, daß ich in heller Freude "Siebenbürgen, Land des Segens..." anstimmte und daran dachte, daß hier bei uns nicht bloß die Künstler, sondern auch andere Leute in gleicher Weise reagieren. Und so kann ich es mir nicht versagen, diese Leute wieder in die gleiche Stimmung zu versetzen, indem ich Kerrs "dramatische Prägung" für das sich ewig wiederholende Ereignis wiedergebe: A.: "Bitte - bitte - bitte komm - und sag, wie dir dies Bild gefällt." - B.: "Es gefällt mir wenig." - A.: "Du Hund... deine Großmutter hat ohnedies gegessen."

Rep 12/1930, Seite 498

~~Heinrich Zillich~~

ikgs

Bücherschau der Politik

von Heinrich Jillich

Mir liegen einige Bücher vor, die alle Ausdruck einer Weltwandlung sind. Sie führen in verschiedene Teile der Erde. Die Ideen, nach denen sie langen, sind verschieden. Verschieden auch Ziel, Not und Sehnen der Menschen und Gedanken, die sie bestimmen; sie umspannen politische Gegensätze von rechts bis links, aber in allen springt uns die Gewißheit an, daß die Zeit aus den Fugen ist. Ja wir sehen in ihnen die Zeit selbst; wir sehen sie besser, als wenn wir nach den sachlichen Untersuchungen griffen, denn wir blicken durch diese Romane und Schilderungen geradewegs in das Herz des erlebenden Menschen.

Niemals im Laufe der letzten fünfzig Jahre, war Beschäftigung mit dem Weltgeschehen unseres Erdteils, wagen wir das oft mißverstandene Wort: mit Politik so notwendig wie heute, wenn man nicht in der engen Selbstzufriedenheit des persönlichen Daseins ertrinken und als ein Blinder den Kräften ausgeliefert bleiben will, die doch über jeden von uns bestimmen. Es ist die einfache Frage, ob man Herr oder Knecht sein will über seine innere Entscheidung, was heute die Beschäftigung mit der Politik zur Pflicht macht. Gewiß wird man nicht auf leichtem Wege

zur Erkenntnis gelangen und nur irrend durch das Dichticht der Ereignisse tappen können, aber der Drang zum Wissen bereitet die eigene Entscheidung, das eigene Urteil vor, damit wir endlich zum Handeln finden. Zum Handeln — denn niemals kam es so sehr wie heute darauf an, die neuen Kräfte zu sammeln und zum Stöße vorzuführen — auch bei uns in Siebenbürgen.

Der große Sturm ist über Rußland niedergegangen. Wir sehen noch kein Ende. Wir sehen ins Dunkel, wenn wir Rußland meinen, wir sehen auch in das Dunkel um uns selbst. Wissen wir, was damals in den furchtbaren Jahren zwischen 1917 und 1923 über einen Erdteil raste? Da liegt nun ein Buch. Geschrieben von Erwin Erich Dwiinger, der uns mit seiner „Armee hinter Stachelbraut“ das erschütternde Bild der Kriegsgefangenschaft malte. Der blutjunge Verfasser floh aus der Gefangenschaft zu einer Zeit, wo das rote und weiße Rußland im Kampfe lagen. In endlosen Monaten, nachdem er vor der Hinrichtung durch Kollschaks Soldaten sein Leben durch Beitritt in dessen Heer rettete, schreibt er ein Tagebuch, das nun vor uns liegt als ein bis ins Letzte erregender Band „Zwischen Weiß und Rot“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1930). Nein, wir wissen nicht, was damals geschah? Wir hörten bloß, daß das Bürgertum ermordet wurde. Aber nun sehen wir es. Wir sehen, wie die Armee Kollschaks den ungeheuerlichsten Rückzug vor den Roten unternimmt, aus dem europäischen Rußland bis zum Balkasee, 10 000 Kilometer. Als das Heer sich rückwärts wandte, zählte es drei Viertelmillionen Soldaten und eine Million Glücklinge, Greise, Frauen, Kinder, Generale, höchste Beamten, Bankiers, Kaufleute, kleines Bürgertum, auf Prachtschlitten, auf elenden Gefährten. Als der Balkasee erreicht war, waren davon gerade noch 10 000 Menschen übrig. Auf dem Wege lag alle hundert Meter ein Leichnam, Säuglinge, Frauen und Mädchen, die sich den Troßknechten für ein Stück Brot vor aller Augen hingaben und vormals ein Schloß im Baltikum besaßen. Es gibt keinen größeren Rückzug in der Weltgeschichte. Napoleon verlor 1813 75 000 Mann. Hier ging eine Klasse zugrunde. Zugrunde auf so entsetzliche Weise, wie man es sich nicht erträumen kann. Wer in die Hände der Roten fiel, wurde gemartert. Man zerquetschte die Hoden der Männer zwischen zwei Ziegelsteinen. Wer in die Hand der Weißen fiel, wurde erschossen oder zu Tode gepeitscht. Dazwischen, mitten in dieser monatelangen Winterflucht durch Sibirien fahren die Züge der tschechischen Divisionen, die das kaiserliche Rußland aus den österreichischen Gefangenen aufgestellt und an die Front geworfen hatte, die in der Revolution beifammen geblieben waren, sich zu Kollschak schlugen und die transsibirische Bahn an einem Tage in die Hand nahmen und schließlich, um freien Abzug zu gewinnen, Kollschak gefangen setzten und an die Roten auslieferten. Als Kollschak an der Mauer stand, konnten die Gardisten nicht schießen, der mächtige Mann bannte sie mit seinem Blick, er wartete und kommandierte dann selbst „Feuer!“ Da schossen sie. — Wissen wir das? Wissen wir, daß in dieser Stille Gewehr bei Fuß Engländer, Franzosen und Japaner standen, bereit den Weißen zu helfen und nicht zum Helfen kamen, weil sie sich untereinander um Oseider raufen und ihre schädliche kapitalistische Konkurrenz nicht einmal vor dem Todfeind des Kapitalismus aufgeben konnten? Und derweil starben Millionen und Rußland ertrank im Blut. Und wissen wir, daß oft eine Division genügt hätte, um Troßki zu schlagen? Aber die Engländer standen Gewehr bei Fuß. Und wissen wir etwas von der Not der gefangenen Deutschen und Österreicher in dieser Stille? Wissen wir etwas von den tschechischen Marierwaggons, von Vergewaltigungen, Morden und

Folterungen, die Leute beginnen, die heute in Prag Vorstehende eines Aegelklubs sind? Da geht durch diese Welt des Grauens der Gähnrich Dwinger und hat die menschliche Größe, all dies zu sehen, all dies hungernd und kämpfend zu erleiden, und doch den unsterblichen Adel seines Wesens nicht zu verraten. Man spürt an seinem Buche, daß es nicht darauf ankommt, wer siegt, rot oder weiß, sondern, daß diese menschliche Größe siegt. Aber Dwinger ist noch mehr, ein Dichter. Wie deutlich und erschütternd hebt sich aus den blutigen Seiten Mann an Mann — sie sind ja tot, gemartert, erschossen, erfroren — die mit Dwinger ritten, Russen mit dem romantischen Idealismus des Zarentums, Adlige, Deutsche, Männer darunter, wie sie nur im Kriege entstehen, Selben, namenlos verscharrt in die sibirische Erde, aufgetaut aus dem Schnee, als der Frühling kam, in Massengräbern mit Kalk übergossen von den neuen noch ideal bewegten Menschen des roten Rußland. Seltsam trifft uns auch mancher Mensch entgegen, den Dostojewski schon schilderte. Dieser Ilja Dwingers! Wo gibt es einen Anfang und ein Ende in diesem Buch? Wie könnte man es aussagen? Es ist das menschliche Inferno. Man muß es kennen und es ist gut, es zu kennen, damit wir erfassen, was der Mensch und was der Kampf ist.

Aber welches Ziel? Die Roten siegten. Wie wurde ihre Welt? Wir wollen die genugsam bekannten Berichte von interessierten Rußlandbummlern nicht hören, die der Sowjetpropaganda aufsitzen und uns Märchen erzählen. Wir wollen auch das Wehgeschrei kapitalistischer Unken nicht. Wir wollen der Wahrheit so nahe kommen als möglich. Wir wissen auch, daß der Neubau einer Weltordnung — denn um nichts weniger geht es in Rußland — nach Menschenart Blut und Greuel mit sich bringt. Wie aber ist der Geist der Menschen, die Rußland beherrschen? Eine Lücke allerdings können wir nicht füllen, von jenen Tagen wissen wir nichts, wo Lenin führte und der erste Sturm, den Dwinger schildert, der ersten Zeit des Aufbaus wich. Wir haben noch kein Werk, das uns die schöpferischen Kräfte eines Lenin und Trozki ohne Parteilbrille an der Arbeit zeigt. Aber was heute diesem Schwung nachfolgte, das erfahren wir aus dem Bekenntnis eines Menschen, der aus Überzeugung Kommunist ist und dafür geklitten hat, der nach Rußland ging wie in seine geistige Heimat, sich dort jahrelang herumtrieb und nun drei Bände der Enttäuschung vorlegt, die den Stempel der Wahrheit auf jeder ihrer beinahe 900 Seiten tragen. Panait Istrati: Drei Bücher über Sowjetrußland (A. Piper & Co., München) sind keine Dichtung, wie sie durch Sprachgewalt und Menschentiefe Dwingers Tagebuch darstellt. Der romantische Märchenerzähler Istrati gibt Zahlen und Statistiken, hinter denen zornig und empört immer wieder sein Ruf erschallt: was habt Ihr aus dem Kommunismus gemacht, Ihr Drohnen der Sowjetbürokratie! Bei jeder dieser Seiten fragt man sich: ja warum hängst du noch so fest an dieser Ideologie, Panait Istrati? Siehst du nicht, daß es so kommen mußte, weil nicht eine undurchführbare Wirtschaftstheorie, die Ihr wollt, die Welt rettete. Ihr sucht das Außen und es ist Euch gewährt worden. Ihr habt die Kirche zerstört und sucht Ihre Gläubigkeit in der Wirtschaft. Darum müßt Ihr so werden, wie Ihr wurdet. Diese Blindheit Istratis dem Materialismus gegenüber ist aufregend und empörend. Seine Kurzsichtigkeit geht über Gebühr. Aber gerade deshalb wirkt, was er, der Marg-Gläubige, der Klassengläubige, der niemals ein ablehnendes Wort für die Ermordung des Bürgertums findet, über die Vertreter des Bolschewismus sagt. Wenn wir dies gelesen haben, wissen wir: die Sowjets sind keine Befreiung des Menschen, nicht einmal Rußlands, sie sind die ärgste, dummste und hochnasigste Tyrannei, die es

gab. Es mag ein gerechtes Los gewesen sein, was dem Zarentum beschieden war — ich weiß es nicht — aber daß dies, was sich an seiner Stelle breit macht, verlogen, parvenühafte, ohne Erfüllung ist, keine Steigerung, keine bessere Welt, ja nicht einmal eine bessere Welt des Magens — das wird in Istratis Bildern bewiesen. Darin äußert sich aber auch, was uns bedroht.

Doch ist der Mensch, wie er uns aus den großen russischen Dichtungen entgegentritt, der gestaltungsunfähige Mensch, der deshalb auch die Sowjetknote erträgt, der gläubens- und gottsfüchtige Mensch ausgestorben? Er lebt. Er lebt entfesselter als das Tier, aber er lebt. Ein Russe mit einem deutschen Namen Wladimir Brenner schildert einen solchen Typus, einen russischen Erzbischof, den die Roten morden, in seinem „Gottestheater“. (Veopold Klotz Verlag, Göttingen). Kein bleibendes Werk, aber eines, das den gläubigen Menschen zeigt in seiner Auseinandersetzung mit dem bloß sozial bestimmten Heute. Man fühlt, daß das Märtyrertum auch auf der sozialistischen Erde niemals untergehen kann, denn das Leben ist mehr und vielfältiger als eine wirtschaftspolitische Programmschrift.

Von der Moskauer Zentrale des nur irdisch eingestellten Menschen dringen Wirkungsbindel aus, die sich in ihrer Tendenz wandeln, ins Gegenteil umschlagen, die in die Gärung der asiatischen Kontinente einmünden. Ein Franzose André Malraux, dessen Haltung nicht ganz klar ist, der als kommunistischer Kommissar handelt, seiner Anlage nach ein Abenteuerer ist, gibt in seinem bezeichnenderweise „Eroberer“ benannten Buch (Kurt Bockwinkel Verlag, Berlin, 1929) ein sehr plastisches Gemälde von den chinesischen Wirren. Sein Tagebuch enthält nur eine Episode mehrerer Wochen aus dem Kampf um Kanton zwischen Engländern und Chinesen zu einem Zeitpunkt, wo die Roten maßgebenden Einfluß auf die chinesische Führung ausübten. Man hat keinen genauen Eindruck von den Kraftfeldern, die sich hier überschneiden, man spürt aber in den gezeigten, hingeschmissenen Zeilen den Charakter des Bürgerkrieges in den chinesischen Großstädten, man spürt, sicherlich gegen die Absicht des Autors, die Herrscherkunst Englands, man hat auch das Empfinden, daß in der gewaltigen Bewegung, die seit vielen Jahren das Riesengebiet beunruhigt, ein elementares Ereignis vor sich geht, das weitaus mehr bedeutet als einen Kampf gegen den europäischen Machteinfluß, für oder gegen den Bolschewismus, der dort ebensowenig bodenwüchsig ist wie in Europa. Es ist der Kampf um eine neue Einstellung zur europäischen Kultur.

Und nun in einem Sprung von den fernen und uns doch nahe berührenden Bewegungsherden zurück zu uns selbst. Ein Buch liegt da vor: Clemenceau spricht, Unterhaltungen mit seinem Sekretär Jean Martet. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, 1930). Mit Clemenceau kommen wir zur Realität der Politik, zur Kunst der Machtbeherrschung größten Stils, allerdings zu einer Beherrschung, wie sie in der von Rußland bedrohten europäischen Politik heute einzigartig dastand, weil sie sich mit einer Gabe verbindet und durch diese erst wird, was sie ist, mit der Gabe, die jede große Politik belebt: Phantasie. Nicht die Unbeirrbarkeit des Handelns, die Willenskraft, nicht der Haß gegen Deutschland machen Clemenceau zum Vater des Sieges. Nein, die Weite seiner Interessen, die Phantasie, der schweifende Blick, der in alle Erscheinungen des Lebens — zugegeben in einer sehr persönlichen und eigenmächtigen Weise — eindringt. Clemenceau sagt einmal, was könne man gegen Friedrich den Großen einwenden, einen Mann, der nach seinen Schlachten stundenlang flüßte blies. Ja, was können wir gegen einen Mann einwenden, wie

Clemenceau, der ein Buch über den Maler Monet schreibt und in Begeisterung fällt, wenn er eine schöne Säule sieht! Wie lächerlich erscheinen die üblichen aufgeblasenen kleinen „Realpolitiker“ gegen diesen Typus, der hundertmal realer dachte als sie, bloß weil er viel mehr Phantasie hatte und vor einem Pragiteles alles vergessen konnte. Doch dieses Genie ist in einer fast quälenden Weise von gestern. Keine große weltumfassende Konzeption, die über Frankreich hinaus plant. Er ist Frankreich, alt und — so seltsam das gerade bei diesem Manne klingen mag — beinahe ästhetisch, also altmodisch in einem Maße, das man beinahe verehren könnte. Mann kann nichts dagegen sagen, weil es sich genial äußert.

Etwas schwingt von diesem Greis des Kaltes zu dem neuen Gegenargument, das Rußland in Mussolini und den anderen nationalen Bewegungen Europas als Feind erwachsen ist: das Nationale. Wir sind blind daran vorübergegangen, viele von uns. So sicher es ist, daß unsere kapitalistische Weltordnung geistig brüchig wurde und in den sozialen Bestrebungen des Jahrhunderts ein nicht mehr zu übersehendes neues Gestaltungselement zum Ausdruck gelangt, ebenso gewißlich ist es, daß das Nationale erst dann wieder groß und neu sein wird, wenn es sich dem sozialen Gewissen verbündet und damit entbürgerlicht wieder in die Urtiefen, in das wirkliche Geheimnis des Nationalen zurücktaucht. Schlagwortartig heißt das heute beinahe: Nationalsozialismus. Diese Richtung, voll Eierchalen der Jugend, hat Fäden zum Naßsein und von Erwägungen ganz unbelasteten nationalen Urgrund. Sie stammt aus dem Erlebnis. Hilfers Bekenntnisbuch ist bekannt. Ich kenne ein tieferes, eines, das die zuckende Erlebnismasse schon deshalb deutlicher vergegenwärtigt, weil der Verfasser an eine politische Tätigkeit gegenwärtig gar nicht mehr denkt und sich nur Rechenschaft gibt über das, was er erlebt hat. Sein Buch heißt „Die Geächteten“. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, 1930). Er: Ernst von Salomon, der wegen Teilnahme an der Ermordung Rathenaus fünf Jahre Zuchthaus absaß. Und nun wäre es wieder nötig zu fragen, ob wir denn davon wissen, daß im Baltikum, in Oberschlesien, im Rheinland junge Burschen weit nach Kriegsende, einfach angezogen von der bedrohten Stelle der Heimat, Krieg führten, fielen und litten, ohne von den Behörden unterstützt zu werden, ja oft von ihnen gehindert. Wissen wir von dieser unglaublichen, durch Jahre fortgeführten Aktivität einer Gruppe, von einigen wenigen Tausend, die in einer Zeit, wo Friedensschreier zu jeder anderen Tat als der Unterwerfung unbereit waren, das Selbstische ihrer Nation traumwandlerisch sicher verkörperten. Keiner verkörperte als jeder Klassenkämpfer, reiner als die großen Trübsal, nur Heimat waren, nur Volk, nur Natur und Widerstand. Keiner rief sie, nicht einmal sie sich selbst, sie eilten einfach an die bedrohte Stelle. Ihre Organisationen waren lächerlich, aber sie konnten für das Volk sterben. Sie rächten, sie schossen französische Grauenshänder ab, sie schossen selbst Rathenau ab, nicht weil er ein Jude war — kein Wort im ganzen Buche gegen die Juden! nein weil er der bedeutendste Mann eines Prinzips war, das nach ihrer Meinung die Demokratie, den nach ihrer Meinung unerlaubten Frieden verkörperte. Sie haben gewißlich unrecht gehabt. Aber etwas ungeheuer Geniales lebt in ihnen, es ist die Unbedingtheit, mit der sie ernst machen mit dem Gefühl der nationalen Verpflichtung. Das Unbürgerliche in ihnen, das absolut Losgelöste von jedem persönlichen Erfolgstreben ist groß und neu. Wir mögen dagegen sagen, was wir wollen: hier zeigen sich die ersten stählernen Nerven eines Gemeinschaftsempfindens, das geradewegs aus dem Schlächtergraben stammt, das nicht wie der Bolschewismus Theorie ist, sondern Natur.

Die Formen, in denen sich dieser Geist heute ausdrückt, sind noch fliehend. Er ist aber da, wie er in dem heißen und erstaunlichen gut geschriebenen Buch von Salomons lebt. Er ist die neue Generation. Ein neues Lebensgefühl. Noch wachsend, noch unfertig, hoffnungsvoll im trüben europäischen Alltag der Bürger und der französischen Anale, der demokratischen Presse, der Geschäfte, Krisen und Reparationen.

Und noch eines Buches sei hier gedacht, das aus der gleichen Geistigkeit geschrieben ist. Arnold Bronnen schildert die Taten des deutschen Freikorpsführers Rothbach („Rothbach“ im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin), des Oberleutnants, der führend mitkämpfte, wo von Salomon noch Geführter war. Rothbach ist eine der markantesten Persönlichkeiten jener verzweifelten Zeit, heute Spielführer. Erfreulich — diese literarische Feststellung sei eingefügt — daß Bronnen in diesem Buche alle früheren Mäßen seiner großen Begabung beiseite läßt. Auf sein „D. S.“, den Selbstengehang des Freischarenkampfes um Oberschlesien dürfen wir in diesem Zusammenhang nicht vergessen (besprochen: Alingsfor, Oktober 1929).

Unser Rundblick führt zu keinem Programm, das wir in Worte fassen können, aber einen Ausblick gibt er doch in das Werden zwischen Ost und West. Neues Europa, wie es sich entwickelt, auf der einen, chaotischer Osten auf der anderen Seite. Sängen wir uns nicht an Träume: beide Welten werden miteinander kämpfen müssen, wie Menschen kämpfen — mit Blut.